
Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik

In der Schweiz wie in den meisten Ländern Westeuropas wird der Intellektuelle um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert geboren. Aber wo sich beispielsweise in Frankreich, infolge der Affäre Dreyfus, der französische Intellektuelle mächtig in Szene setzt, zeigt sich der Schweizer Intellektuelle zögerlicher, dem Beispiel seines italienischen oder deutschen Pendants folgend.

Die gesellschaftlichen Voraussetzungen für dieses Aufkommen sind zweifellos vorhanden: das «goldene Zeitalter» der Presse, die Entwicklung des Verlagswesens und der Literatur durch die Vermittlung einer gut organisierten Medienkritik, der aufstrebende Dienstleistungssektor (Lehrer, Anwälte, Beamte, Angestellte ...), der zahlreiche an der intellektuellen Debatte interessierte Leser generiert, und schliesslich die Bildung eines literarischen Milieus, das so strukturiert ist, dass eine Abgrenzung sinnvoll erscheint, die sich insbesondere durch einen aggressiven, von Zeitschriften jüngerer Generationen übernommenen Ton gegenüber der üblichen Kritik manifestiert.

Aber die Modelle der Intervention, welche die französischen Intellektuellen während der Affäre Dreyfus angewandt haben, sind nicht einfach übertragbar, zumal nicht auf die Strukturen der politischen Schweizer Lebenswelt mit ihrer beachtenswerten integrativen Fähigkeit einerseits und der Mehrsprachigkeit des Landes andererseits, beides Voraussetzungen, durch welche die öffentliche Meinung auf nationaler Ebene aufgesplittert wird. Es fehlt im Gegensatz zum französischen Beispiel auch die «Affäre», mit der sich emotional mobilisieren lässt. 1905 zog die Zerstörung der Solothurner Stadtmauer einige provokative Artikel und mehrere Petitionen von Künstlern und Architekten nach sich, die sich gegen die Zerstörung einer zu aggressiven Stadtplanung richteten, aber die Proteste wurden rasch gebündelt zu einer Gesellschaft für den Heimatschutz, die sich jeder politischen Ausrichtung verwehrt. Im Sommer 1908 wurde eine weitere Gelegenheit verspielt: die Auslieferung des russischen Anarchisten Victor Wassiliew. Zwei Jahre zuvor hatte der junge Mann den Polizeichef von Pensa (Russland) ermordet, der einen wenig schmeichelhaften Ruf hatte. Handelte es sich hierbei um ein politisches Verbrechen oder um Meuchelmord? Das ein-

berufene Bundesgericht erkannte auf Letzteres und lieferte Wassilieff damit der zaristischen Polizei aus, jedoch nur mit fünf gegen vier Stimmen. Dieser Entscheid löste grosse Emotionen im In- und Ausland aus. In der Zeitschrift *Wissen und Leben* warnte Ernest Bovet vor einem «neuen Dreyfus». Protestbriefe im *Bund* und in der *Tribune de Lausanne*, Vorträge, Petitionen, in Genf und Lausanne sogar Manifestationen ... Würden sich die Schweizer Intellektuellen nun mobilisieren? Tatsächlich zögerten sie, sich in den Kampf zu stürzen, vermutlich, weil Protestbewegungen üblicherweise von der Linken instrumentalisiert wurden, die hier eine Gelegenheit sah, die gesamte Schweizer Asylpolitik infrage zu stellen, und die aus Wassilieff nicht nur einen Märtyrer des Zaren, sondern auch des Schweizer Bürgertums und des Kapitalismus machte. In der Tat wurden mehrere Protestversammlungen gegen die Ausschaffung des Russen von der sozialistischen Partei oder von Gewerkschaften organisiert, die gleichzeitig dazu benutzt wurden, das Bürgertum und dessen vermutete Kaltherzigkeit anzuprangern. Die Intellektuellen liessen sich den Wind aus den Segeln nehmen; es gelang ihnen nicht, die Debatte zu öffnen, und sie befürchteten, von einer politischen Konfrontation vereinnahmt zu werden. Nur einige Entschlossene, wie beispielsweise der Dramaturg und Literat René Morax, der Psychiatrieprofessor Auguste Forel oder der Gelehrte und Essayist Ernest Bovet, warfen sich auf die Seite des sozialistischen Tonangebers in eine Schlacht, die schliesslich vergebens war: Wassilieff wurde Ende Juli 1908 an Russland ausgeliefert.

Es war in der Tat eine lange Debatte, die allmählich die Schweizer Intellektuellen aus dem Schlaf holte, eine Debatte um die Neudefinition von Identität und Gesellschaft eines Landes, das seine Möglichkeiten in der bedingungslosen Idealisierung der 48er-Revolution verausgabte hatte. Dies ist die eigentliche Frage des Helvetismus. Sie wird erstmals in verschiedenen Schweizer Zeitschriften aufgeworfen, im Basler *Samstag* (1904–1913), in *La Voile Latine* (1904–1910) und in *Les Feuilles* (1911–1913) in Genf, in der *Berner Rundschau* (1906–1910), aus der die Zeitschrift *Die Alpen* wurde (1910–1913), und in der Zürcher Zeitschrift *Wissen und Leben* (1907–1925). Sie alle zeigten sich in erster Linie besorgt über eine geistige Aufbruchsstimmung. Einige grosse Zeitungen beteiligten sich an der Diskussion und trugen so zu einer breiteren Wahrnehmung bei. Aber wenn sie sich auch im Grossen und Ganzen auf die allgemeine Diagnose des Zustands des Patienten einigen konnten, so waren sich die Intellektuellen doch uneinig über die richtige Therapie. Nach einer ersten Phase des gemeinsamen Wegs mit nur wenigen Wirrungen zeichneten sich allmählich zwei Felder ab, die unterschiedliche politische Antworten gaben. Für Gonzague de Reynold oder Paul Schmitz drängte sich eine nationalistische Gegenreaktion mit folgenden Schwerpunkten auf: ein Antiparlamentarismus, der sich in eine antidemokratische Richtung bewegt, ein kompromissloser Antisozialismus, der die hasserfüllte Angst der Unterschich-

ten provoziert, und ein stark antisemitisch gefärbter Fremdenhass. Für Ernest Bovet oder Carl Albert Loosli hingegen lag die Lösung nicht in einem Argwohn gegenüber der Demokratie, sondern in deren Vertiefung, in ihrer moralischen Erneuerung, in der Öffnung des Landes gegenüber der Welt und im Nachdenken über die Zukunft, nicht aufbauend auf einer mythisierten Vergangenheit, sondern auf einem Gesellschaftsentwurf, der auf sozialer Gerechtigkeit basiert und so die einzige Möglichkeit bildet, die Unterschichten vor den Versuchungen des Sozialismus zu bewahren.

Der Schweizer Intellektuelle entstammt daher nicht der «französischen Art», ist kein leidenschaftlicher Verfechter universeller Werte, sondern darauf bedacht, die nationalen, sogar nationalistischen Werte zu fördern. Frauen spielten in diesem Modell keine wirkliche Rolle, und wenn die eine oder andere sich dennoch anschickte, an der Debatte teilzunehmen, wie beispielsweise Marguerite Burnat-Provins oder T. Combe (geschlechtsneutrales Pseudonym von Adèle Huguenin), so wurde sie schnell wieder zurück auf ihren Platz verwiesen.

Kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs machte sich ein konservativer Helvetismus in der intellektuellen Debatte über die nationale Identität breit. Vorangetrieben durch Intellektuelle, die sich gerne an den Schalthebeln der Macht und als Berater der Herrschenden sehen verfestigte sich der Helvetismus und institutionalisierte sich in der Doktrin der geistigen Landesverteidigung. Deren Einfluss auf die politische Kultur der Schweiz war während gut 30 Jahren spürbar, bis hin zum Ende der 1960er-Jahre. Die dominierende Darstellung des schweizerischen Gelehrten, zumindest in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, trug die Züge des «organischen Intellektuellen», des «Unterstützers der sozial dominanten Gruppe» im Sinn Gramscis, ja selbst des Intellektuellen als Experten.

Der intellektuelle Experte ist weder rebellisch noch möchte er die Rolle eines politischen Gegengewichts spielen, sondern handelt eher im Stillen; er zählt nicht auf Unterstützung oder Anerkennung der Öffentlichkeit zugunsten einer grösseren Bekanntheit. Der Fall des deutschen Gelehrten Wilhelm Röpke, Ideologe eines sehr konservativen Neoliberalismus, der sich mit Leichtigkeit in die politisch-wirtschaftliche Schweiz der Nachkriegszeit eingelebt hat, ist aufschlussreich und wird durch den Beitrag von Jean Solchany wieder in Erinnerung gerufen: Von Bankmanagern und wohlverstanden auch von Bundesräten in den Kreis des Vorort eingeführt und von Zeitungskolumnen in der *Neuen Zürcher Zeitung* und dem *Journal de Genève* gefeiert, trug Röpke mit seiner Marschrouten und seiner Vorgehensweise in der Mitte des 20. Jahrhunderts dazu bei, dass «die Eidgenossenschaft sich als eines der zentralen Zentren des Neoliberalismus beweist». Und dies ohne Aufruhr, ohne Öffentlichkeitsarbeit, aber mit einer unbestreitbaren Effizienz. Der Fall des Anthropologen Eugène Pittard, untersucht von Serge Reubi, offenbart eine ähnliche Haltung: Wenn der Wissenschaftler entschieden

vermeidet, dass seine Forschung für parteiische Polemik instrumentalisiert wird, bemüht er sich im Gegenzug darum, von den politischen Eliten gehört zu werden, die er in ihrer Wahl beeinflussen kann.

Der intellektuelle Experte, oft direkt angefragt von politischen oder wirtschaftlichen Entscheidungsträgern, kann so beispielsweise als veritabler Berater der Macht direkt seinen Auftraggebern dienen oder sie auch zu gegebenem Zeitpunkt über Gebiete orientieren, auf denen seine wissenschaftlichen Kompetenzen gefragt sind, anerkannt und häufig ausgezeichnet werden. Diese Form des intellektuellen Engagements ist in der Schweiz umso bevorzugter, als die halbdirekte Demokratie die Gelegenheiten zu Intervention durch einberufene Kommissionen, Arbeitsgruppen und andere Task-Forces vervielfacht, um politische Projekte voranzubringen oder evaluieren zu lassen.

Diese Eigenart hat dazu beigetragen, ein Bild des Schweizer Intellektuellen zu prägen, das sich stark vom französischen, auf dem Modell «Dreyfus» basierenden Pendant unterscheidet. Es grenzt das «Einsatzgebiet» des Intellektuellen ein, das weniger der öffentliche Raum ist oder der politische Marktplatz als vielmehr das Vorzimmer der Macht. Kommissionen auf Bundes- oder Kantonsebene, Stiftungsgremien von kulturellen Institutionen oder repräsentative Delegationen der Schweiz im aussenpolitischen Dienst: Der Intellektuelle kann hier in seiner Funktion als Experte auftreten, zuweilen jedoch, wenn auch höchst widerstrebend, unter der Bedingung der unbedingten Loyalität seinen Mandanten gegenüber. Dies legen Pauline Milani und Matthieu Gillibert dar, indem sie die Entwicklung der Tätigkeiten verschiedener Kulturattachés der schweizerischen Diplomatie analysieren. Aufgrund seines Engagements im Vorzimmer der Macht bekommt der intellektuelle Experte demnach die direkte Anerkennung auf verschiedenen Gebieten (wirtschaftlich, sozial, politisch), aber auch eine indirekte, indem er eine soziale und berufliche Grundlage erlangt, die ihm erlaubt, sein Einflussgebiet auszudehnen, vielleicht auch die Karriereleiter weiter empor zu klettern oder sie neu auszurichten.

Wenn der intellektuelle Experte auch bis zum Ende der 1960er-Jahre eine herausragende Erscheinung auf dem Schweizer Schauplatz ist, stellt er dennoch nicht die einzige mögliche Ausrichtung des Intellektuellen dar. Aber die Antifaschisten der Zwischenkriegszeit, die Wegbegleiter der kommunistischen Partei oder die Nonkonformisten der 1950er-Jahre, die sich, kritisch und engagiert, in der Nähe des französischen Intellektuellen positionieren, sind im Allgemeinen sehr schlecht angesehen und werden auf Abstand gehalten, so sie nicht sogar aus den kulturellen Kreisen verbannt werden. Nach Carl Alfred Loosli, Jakob Bühler, André Bonnard oder Konrad Farner macht auch Walter Matthias Diggelmann diese schwierige Erfahrung, wie Thomas Färber in seinem Beitrag darlegt. So hat definitionsgemäss ein Nonkonformist Schwierigkeiten, eine breite gesellschaft-

liche Anerkennung in der Schweiz der Nachkriegsjahre zu finden. Der Zerfall des kulturpolitischen Monolithen, der geistigen Landesverteidigung, die ganz offiziell nach 1938 eingerichtet und im Beharren auf einem starken Antikommunismus in der Nachkriegszeit wiederbelebt worden war, muss abgewartet werden, ebenso die nachfolgende Ausweitung der öffentlichen Debatte und das Hervortreten einer neuen, kritischen Generation, die von einem besseren Zugang zu höherer Bildung profitiert, bis sich schliesslich die kritische Haltung der Intellektuellen behaupten und durchsetzen kann. Wenn man sieht, wie sich seit dem Ende der 1970er-Jahre die Intellektuellen auf dem politisch-kulturellen Schauplatz der Schweiz engagieren und sich nun nach französischem Modell auf die öffentliche Meinung und deren Auswirkungen stützen, um ihre kritischen Ideen zu verbreiten, ist es interessant, zu betonen, dass dieses Engagement ebenfalls stark vom Konzept des kritischen Intellektuellen beeinflusst wird, das in Deutschland en vogue ist, wo Schriftsteller und Künstler wie Bertold Brecht eine ausgedehnte Reflexion über das subversive Potenzial der Kunst und der Kultur entwickelt haben. Neben der Möglichkeit, eine Unterschrift unter ein Manifest zu setzen oder eine durch das Fernsehen vermittelte polemische Debatte zu führen, kann der Schweizer Intellektuelle mit seinem Repertoire vor allem aber auch ein kritisches, ironisches oder provokatives Werk erschaffen. Max Frischs Publikation von 1989, *Schweiz ohne Armee. Ein Palaver*, illustriert eindrücklich, wie Dorothea Liehr festhält, diese kritische Haltung, die sich mittels einer engagierten intellektuellen Schöpfung ausdrückt.

Durch diese einzelnen Sondierungen in der intellektuellen Welt der Schweiz drängt sich letztlich der zwiespältige Eindruck eines starken Gegensatzes zwischen «organischen Experten» und «kritischen Schöpfern» auf. Die hier versammelten Beiträge offenbaren zudem die Bedeutung der Schweizer Kulturvermittler auf intellektuellem Gebiet, ganz wie dies das Portrait wiedergibt, das Florence Bays und Carine Corajoud von «Meister» Edmond Gilliard und seinem umfangreichen Netz an Schülern entwerfen. Somit hat die Rolle des intellektuellen Vermittlers, sei es nun ein Herausgeber, ein Übersetzer oder ein Medienschafter, in der Schweiz einen grossen Stellenwert. Diese Vorherrschaft verdrängt folglich eine Kultur des Romans, der Poesie, des vollkommen schöpferischen Werks, die sich auf dem eng abgesteckten kulturellen Feld kaum noch durchsetzen kann. Eine weitere wichtige Untersuchung, die in Bezug auf ein ganz anderes Bild zu leisten ist, jenes des schweizerischen Gelehrten, entspringt der Notwendigkeit, der Entwicklung der verschiedenen und sich dennoch durchmischenden Postulate innerhalb der gleichen intellektuellen Richtung gerecht zu werden. Dies zeigt Landry Charrier anhand des Falls von Ernest Bovet, der nolens volens am Ende des Ersten Weltkriegs das Monopol der Reflexion über die Schweiz den aufstrebenden «organischen» Intellektuellen Gonzague de Reynold und Robert de

Traz überlässt, um sich selbst in einer staatsbürgerlichen, an das Modell Dreyfus angelehnten Debatte zu engagieren – dies mit dem Ziel, seine Landsleute von der Richtigkeit eines Engagements innerhalb der Vereinten Nationen zu überzeugen. Noch anschaulicher, da er sozusagen das gesamte 20. Jahrhundert umfasst, ist der exemplarische Werdegang des intellektuellen Experten und gleichzeitig kritischen Geistes Jean Rudolf von Salis, indem er die Vielzahl der Positionen vor Augen führt, die eine intellektuelle Persönlichkeit in der Schweiz annehmen kann.

*Alain Clavien, Claude Hauser
(Traduction: Ursula Rettinghaus)*